



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

E. von Seydlitz'sche Geographie

Handbuch

Deutschland

Seydlitz, Ernst von

Breslau, 1925

a) Wasgenwald

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77102](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77102)

deckt, meist kleinen Weilern, Einzelhöfen und Waldhufendörfern mit Namen auf -bach, -brunn, -berg, -tal, -au, -schwand usw., nur ganz vereinzelt solchen auf -heim. Aber noch heute ist der vordere Odenwald zu 30%, der hintere gar zu 60% bewaldet. In den Wäldern gibt es jetzt viel Fichten- und Föhrenpflanzungen. Aber der Laubwald herrscht immer noch vor. Eine große Rolle spielen im vorderen Odenwald die als Niederwald betriebenen Eichenschälwäldungen (zur Gewinnung von Gerbrinde).

Die Bevölkerung lebt hauptsächlich von der Landwirtschaft (Roggen, Kartoffel, Viehzucht, viel Obst). Die Bodenschätze sind nicht bedeutend. Der Buntsandstein wird als Werkstein gebrochen, besonders aber Granit und der schwarze Diorit (zu Grabsteinen). Das ist zugleich die einzige bedeutende Industrie.

Wichtigere Verkehrsstraßen ziehen nur den Rändern des Odenwaldes entlang; durch den Odenwald führt allein der Neckar, der aber bei der Enge seines vielgewundenen Tals fast nur als Wasserstraße in Betracht kommt. So ist auch die städtische Entwicklung zurückgeblieben. An der Bergstraße und am Main liegen ganze Reihen von Städten, lauter Perlen deutscher Kleinstädte, meist von Burgen bekrönt (Wertheim, Miltenberg, Amorbach, Heppenheim, Weinheim u. a.); aber einzig Heidelberg, das strenggenommen noch auf Odenwaldgebiet liegt, aber ganz der Rheinebene zugewendet ist, hat es zur Mittelstadt gebracht.

e) SPESSART

Der Spessart ist die unmittelbare nordöstliche Fortsetzung des hinteren oder Buntsandstein-Odenwaldes; er ist von diesem lediglich durch den Main getrennt. Der Main durchschneidet hier das Randgebirge genau so, wie es der Neckar zwischen Neckarelz und Heidelberg tut; er fließt dem Schichtengefäll entgegen. Auch die Ursache ist dieselbe (antezedente Talbildung). Nur ist die Durchbruchform durch den verwickelten Lauf des Mains noch mehr verschleiert und das Tal ist stark ausgereift, mit sehr breiter Sohle und meist flachen Hängen. Vom Rhein weicht der Westrand des Spessarts um die Breite der Untermainebene zurück. Ganz unbestimmt ist der Übergang zu Vogelsberg und Rhön. Als Grenze nimmt man zweckmäßig die Kinzig bis Salmünster, dann den Klingebach, Unterlauf der Jossa, Sinn.

Altkristalline Gesteine sind nur in dem kleinen Abschnitt nördlich der Aschaff bloßgelegt, dem sogenannten Vorspessart mit dem Hahnenkamm (436 m). Er bildet eine Bruchstufe gegen die Untermainebene und ist großenteils in Rücken und Kuppen zerschnitten. Die Hochfläche sinkt nach Osten ein, und über ihr erhebt sich die Schichtstufe des unteren Buntsandsteins in Höhen bis gegen 500 m. Auch diese Stufenfläche sinkt langsam ein und wird schließlich von einer mittleren Stufe überragt, der des Hauptbuntsandsteins mit den größten Höhen des Spessarts, dem Geiersberg (oder Breitsal) 585 m. Nach Osten und Südosten nehmen die Höhen wieder rasch ab und erreichen längs des Mainlaufs zwischen Lohr und Wertheim selten mehr über 400 m.

Auch der Spessart ist ursprünglich reines Waldgebiet mit Laubwäldern, besonders Eichenwäldern, die dank der sorgfältigen Schonung noch heute zu den schönsten Deutschlands gehören, und mit später, dünner Besiedlung. Der weit überwiegende Teil des Gebiets ist heute noch mit Wald bedeckt, in den nur größere und kleinere Lücken gebrochen sind. Die ausgedehntesten und schönsten Wälder, mit alten, hochschäftigen Buchen und Eichen, finden sich im südlichen Teil, dem Hochspessart, zwischen Aschaffenburg und Wertheim. Einige hübsche, altertümliche Kleinstädtchen begleiten den Lauf des Mains: Gemünden, Lohr, Stadtprozelten, Klingenberg.

3. WESTLICHE RANDGEBIRGE DER OBERRHEINISCHEN TIEFEBENE

a) WASGENWALD

Bergformen. Den Namen Vogesen oder besser Wasgenwald führt das westliche Randgebirge von der Burgundischen Pforte bis zur Nordgrenze des Elsaß. Der Wasgenwald ist in mancher Hinsicht das Spiegelbild des Schwarzwaldes. Die stärkste Hebung befindet sich dort im Südwesten, hier im Südosten; hier wie dort ist in ihrem Bereich

das Grundgebirge bloßgelegt und werden trotz der starken Abtragung immer noch die bedeutendsten Erhebungen erreicht: dem „hohen Schwarzwald“ entsprechen im Spiegelbild die „Hochvogesen“. Die Bruchseite schaut im Schwarzwald nach Westen, im Wasgenwald nach Osten, und vom Rhein weg fällt die Lehnenseite nach beiden Seiten sanft ein. Hier wie dort besteht das Deckgebirge neben wenig verbreiteten jungpaläozoischen Ablagerungen aus Buntsandstein (hier besonders unter dem Namen „Vogesensandstein“ und „Votziensandstein“ bekannt). Auf beiden Seiten sind die Wasserscheiden über den Hauptkamm zurückgeschoben. Auch an eiszeitlichen Bildungen fehlt es im Wasgenwald nicht, Kar- und Trogtäler findet man sogar in besonders glänzender Entwicklung (besonders Münstertal und Umgebung des Hoheneck; Hochseen: Schwarzer und Weißer See, Dareensee, Schießbrotriedweiher, Altenweiher, alle längs der deutsch-französischen Grenze; auf französischer Seite Blanchemer, Retournemer und außerdem große Talseen: Gérardmer und Longemer).

Aber es gibt doch auch beträchtliche Unterschiede gegenüber dem Schwarzwald. Granite treten im Wasgenwald viel mehr in den Vordergrund und damit auf den Höhen rundliche, kuppige Formen, an den Hängen der frisch eingeschnittenen Täler großartige Felsbildungen (besonders in der „Schlucht“ von alpiner Wildheit). Viel stärker verbreitet sind im Wasgenwald auch paläozoische Schichten, besonders Kulm (Unterkarbon; Tonschiefer und Grauwacken) und Rotliegendes. Gneise treten mehr zurück, und der Buntsandstein fehlt dem deutschen Anteil der Hochvogesen fast ganz. In den nördlichen Vogesen kommt er freilich zur Alleinherrschaft. Aber die petrographische Ausbildung ist doch etwas verschieden; Felsbildungen sind auch im Buntsandstein auffallend viel häufiger als im Schwarzwald. Das Talnetz ist einfacher, weniger launenhaft. Es gibt viel weniger Längstäler; weit offene Täler (Breusch, Leber, Fecht (Bild 276, S. 256), Thur, Doller) dringen vom Rhein her fast parallel bis zur Hauptwasserscheide vor und lassen Querkämme zwischen sich stehen. Das Gebirge erhält dadurch eine übersichtliche, fiederförmige Gliederung.

Die Gipfelhöhen sind nicht ganz so bedeutend wie im Schwarzwald. Sie ordnen sich in zwei Reihen. Die vordere Reihe entspricht nach herrschender Auffassung der stärksten tektonischen Hebung nahe dem Bruchrand gegen den Rheingraben hin: Großer Belchen (auch Sulzer oder Gebweiler Belchen, höchster Vogesengipfel), 1424 m, Kleiner Belchen (oder Kahler Wasen) 1268 m. Die hintere Reihe entspricht der Hauptwasserscheide: Elsässer Belchen (Welscher B.) über Belfort 1245 m, Hoheneck, wohl der schönste aller Vogesengipfel, 1361 m, Donon 1008 m.

Der Wasgenwald ist durchweg stärker zerschnitten als der Schwarzwald, namentlich auf deutscher Seite. Deutliche Flächenstücke sind wohl vorhanden, namentlich längs der Hauptwasserscheide, aber sie sind schmal, und gegen den Rhein hin lösen sie sich in Rücken auf; die breiten Hochflächen des östlichen Schwarzwalds fehlen ganz.

Die Nordvogesen sind abgegliedert durch die Zaberner Senke, eine verhältnismäßig wenig gehobene und stark von Brüchen zerrüttete Scholle, in der das ganze Buntsandsteingebiet an einer Stelle zwischen Pfalzburg und Zabern nur noch wenige Kilometer Breite und eine Höhe von 381 m erreicht. Auch die Nordvogesen selbst erheben sich nur noch bis gegen 600 m.

Klima und Pflanzendecke. Die Vogesen geben dem Schwarzwald an Regenreichtum nichts nach (Abb. 11); ja sie übertreffen ihn noch, da sie ja die Regenwinde aus erster Hand empfangen (wahrscheinlich bis 2300 mm). Die Winter sind auch hier recht mild, besonders auf freien Höhen (Januarmittel am Alfeldsee 620 M. ü. d. M. — 0,6°, mittlere Jahresschwankung daselbst 18,1°, an der Melkerei 935 m: 16,4°, auf dem Großen Belchen 1394 m: 15,1°).

Das feuchte Klima sagt dem Wald außerordentlich zu, und so sind auch die Vogesen ein ausgesprochenes Waldgebiet. Aber die Zusammensetzung der Wälder ist eine etwas andere als im Schwarzwald. Die Fichte, die im Wasgenwald ihre Westgrenze erreicht, ist — abgesehen von Pflanzungen — schon recht selten. In den Hochvogesen herrscht die Tanne zusammen mit der Buche, und in den Nordvogesen ursprünglich die Buche allein. Verkrüppelte Buchen sieht man auch allgemein auf den sturmgepeitschten Höhen die obere Waldgrenze bilden, wie in den Apenninen oder auf dem Ätna.

Besiedlung und Bewirtschaftung. Die Rodung hat im Wasgenwald etwas früher eingesetzt als in den rechtsrheinischen Waldgebirgen. Aus keltisch-römischer Zeit finden sich hier schon manche Siedlungsspuren, namentlich großartige Befestigungs-

werke. Aber sie beschränken sich auf ein kleines Gebiet, und sie scheinen auch nicht von Bestand gewesen zu sein. Die alemannische Bevölkerung hat den Wasgenwald zunächst noch gemieden. Die altertümlichen Ortsnamen auf -heim, noch am Rande der Rheinebene und im Bereich der Vorhügel dicht gereiht, sind im Innern wie weggeblasen. Die Vogesensiedlungen weisen nach Namen und Form auf mittelalterliche Rodung hin. Es sind meist kleine Dörfer, Weiler und Einzelhöfe. Die Hausformen zeigen allgemein deutsche Bauweise; das steile Strohdach ist noch stark verbreitet. Die Siedlungen beschränken sich fast ganz auf die Täler und deren Terrassen, während die Höhen wegen der allzu geringen Flächenentwicklung der festen Ansiedlungen entbehren.

Trotzdem sind die langgestreckten, häufig etwas moorigen Rücken weithin entwaldet. Sie dienen dem Sennereibetrieb („Melkereien“), und die Waldgrenze ist dadurch allgemein bis auf 1200 m oder noch tiefer herabgedrückt, während die natürliche Waldgrenze, jetzt vollkommen verwischt, sicher ursprünglich viel höher lag und zur Not auf dem Hoheneck und Großen Belchen erreicht wurde. Alles in allem ist nur ein Drittel des ganzen Gebietes gerodet; 67% des Landes sind noch heute von Wald bedeckt. Dieser hat natürlich auch innere Wandlungen durchgemacht. Ausgedehnte Nadelholzpflanzungen finden sich jetzt in allen Tälern. Gegen die Rheinebene hin sieht man auch hier häufig kleine Horste von Edelkastanien.

Die Landwirtschaft ist von der der Rheinebene durchaus verschieden. An Stelle der in den alten Gewanddörfern allgemein hergebrachten Dreifelderwirtschaft herrschen hier ganz andere, eigentümliche Betriebsformen. Man baut besonders Roggen und Kartoffeln.

In den Vogesentälern hat schon im 18. Jahrhundert auch die Industrie, besonders Textilindustrie, Fuß gefaßt.

Die Vogesen sind im Vergleich mit dem Schwarzwald insofern leichter zugänglich, als zahlreiche weit offene Täler tief ins Gebirge hineinführen und in ebenso vielen Pässen zum Moselgebiet hinüber endigen. Diese Täler sind fast alle mit Bahnlinien versehen. Es sind aber in den Hoch- und Mittelvogesen durchaus Stichbahnen, die vor dem letzten Steilanstieg zur Wasserscheide haltmachen. Nur eine Kleinbahn führt hinauf zum Schluchtpaß (1131 m) und findet auf französischer Seite ihre Fortsetzung. Sonst entbehren die Vogesenpässe jeder Überschienung. Erst in der Zaberner Senke findet sich ein bequemer Übergang, der von mehreren Straßen, von einer Bahnlinie ersten Ranges und auch vom Rhein-Marne-Kanal benutzt wird, die einzige Verbindung zwischen Elsaß und Lothringen, zwischen Straßburg und Metz, Nancy, Paris. Auf ihr beruht die strategische Bedeutung von Straßburg. Über die Nordvogesen führen mehrere Straßen und auch zwei Bahnlinien ins Saargebiet hinüber.

In den Vogesentälern fehlt es nicht an Städten. Es sind lediglich Märkte für ihre unmittelbare Umgebung, und sie sind alle klein geblieben. Aber an manche von ihnen knüpfen sich noch frische, große und ernste Erinnerungen: Schirmeck an der Breusch, Markirch an der Leber, Münster (altstaufische Reichsstadt) an der Fecht, St. Amarin und Thann an der Thur, Masmünster an der Doller.

Wenn man von der Vogesenlandschaft sagen kann, sie sei „heiterer, sonniger, form- und farbenreicher“ als der Schwarzwald (Gerland), so verdankt sie dies wesentlich der Kultur. Im Schwarzwald kommt der Typus des deutschen Waldgebirges mit seiner Waldeinsamkeit, seiner Waldesfrische, seinem Waldesfrieden, seinem Sagen- und Märchenzauber reiner und vollkommener zum Ausdruck. Der Wasgenwald ist reicher an wechselnden Bildern; neben dem Wald und seinen rauschenden Bächen, neben den fesselnden Bergformen und der kühnen Felsenwildnis ist es vor allem die Romantik der hoch auf den Bergen thronenden Burgen und Klöster, ist es die ganze historische Kulturlandschaft, die uns anzieht.

Der Wasgenwald als Grenzgebiet. Der Wasgenwald ist von zwei Seiten her besiedelt worden, von der deutschen Rheinebene und vom romanisierten Moseltal, Französisch-Lothringen. In den Hochvogesen verläuft die Sprachgrenze genau der Hauptwasserscheide entlang; sie ist dort seit dem 11. Jahrhundert gleichgeblieben, und es ist anzunehmen, daß die Besiedlung von beiden Seiten hier haltgemacht hat. Von Schnierlach an nordwärts bis zum Donon greift die romanische Bevölkerung etwas, aber nur wenig, ins Rheingebiet herüber; die Sprachgrenze hat hier kleine Schwankungen durchgemacht, wobei Gewinn und Verlust sich annähernd ausgleichen. Hier verläßt die Sprachgrenze die Vogesen und verläuft durch Lothringen; die Mittel- und Nordvogesen sind rein deutsch. Der westliche Vogesenkamm wirkt ja ungewöhnlich stark als Verkehrsschranke und eignet sich daher ausgezeichnet zu einer politischen Grenze. Gerade in Mitteleuropa ist der Fall durchaus nicht häufig, daß eine Volks- und Sprachgrenze mit einer so entschieden natürlichen Grenzlinie zusammentrifft; sie ist deshalb schon im Mittelalter auch die Grenze zwischen Elsaß und Lothringen gewesen und hat sich dadurch erst recht befestigt. So war es dreifach begründet, wenn im Jahre 1871 die Grenze des Deutschen Reiches auf den wasserscheidenden Vogesenkamm gelegt wurde. Nirgends hat das Reich eine natürlichere Landgrenze gehabt als gerade hier. Und sie war auch für Frankreich wahrlich nicht ungünstig. Da der Wasgenwald dem Rhein seine steile Bruchseite, der Mosel seine sanfte Lehnenseite zuwendet, ist die Grenze von französischer Seite viel leichter zu erreichen und zu verteidigen als von deutscher, wie die Erfahrungen des Krieges mit den furchtbaren Kämpfen am Hartmannsweilerkopf und anderswo nur zu deutlich bestätigt haben. Weder Recht noch Billigkeit sprachen gerade von dieser Seite für eine Verlegung.

b) PFÄLZER WALD

Das Buntsandsteingebiet der Nordvogesen setzt sich nordwärts über die elsässische Grenze hinüber ohne Unterbrechung in die Bayerische Pfalz fort. Doch ist der Name „Vogesen“ oder „Wasgenwald“ hier nicht mehr üblich, und einen anderen volkstümlichen Namen für diesen Gebirgsabschnitt gibt es nicht. Unter der „Hardt“ versteht man nur den Ostrand des Gebietes nebst dem anschließenden Streifen der Rheinebene. Der neuerdings eingebürgerte Name „Pfälzer Wald“ ist unter diesen Umständen willkommen und zu empfehlen (Bild 279, S. 257).

Die Hauptmasse des Pfälzer Waldes, der große Abschnitt nördlich von der Queich, gehört dem Hauptbuntsandstein an. Es ist eine sanftwellige, von den Tälern jäh zerschnittene Hochfläche, ähnlich wie im schräg gegenüberliegenden Odenwald, am höchsten unmittelbar am Rand der Rheinebene (Kalmit 683 m), nach Westen langsam auf 400 m herab sich senkend. Durch den Wechsel härterer und weicherer Sandsteinschichten entstehen auch im Innern deutliche Stufenbildungen.

Anders geformt ist der südliche Pfälzer Wald, südlich von der Queich. Hier ist die Hochfläche kaum mehr zu erkennen; sie ist völlig zerschnitten und durch breit ausgeweitete Täler aufgelöst in Gruppen von kegelförmigen Einzelbergen, die häufig mit einem turmartigen Felsen gekrönt sind. Hier erreicht der Rehberg noch 576 m; die übrigen Gipfel bleiben fast alle unter 500 m. Abenteuerliche Felsbildungen, Mauern, Türme, Bastionen, Felsruinen, Tischfelsen, Bienenwabenstruktur fesseln den Blick und verleihen diesem Teil des Pfälzer Waldes besondere Anziehungskraft, besonders in der Umgebung von Dahn und am Ostrand, wo die großartigen Ruinen Madenburg und Trifels mit entzückendem Blick über das reichbewegte Waldgebirge wie über die gesegneten Fluren der Vorderpfalz zu den Glanzpunkten deutscher Landschaft zu rechnen sind. Die eigentümliche Formenwelt ist wohl lediglich auf die Unterlagerung des sehr harten oberen Hauptbuntsandsteins mit den weicheren „Trifelsschichten“ zurückzuführen.